

Horst Rumpf

Wagenschein – ein Außenseiter im Wissenswohlstand?

Dankrede anlässlich der Verleihung des Wagenschein-Preises der Schweizerischen Wagenschein-Gesellschaft in Luzern am 26. April 2006

(Die in Klammern gesetzten Abschnitte wurden bei der Veranstaltung der Verleihung wegen der beschränkten Zeit nicht vorgetragen)

Was bewegte Wagenschein sein Leben lang? Die Erfahrung, dass kostbare, wichtige Erkenntnisse der Naturwissenschaften, auch durch das sogenannte Bildungswesen, ausgelaugt, verramscht, zu verfügbarem Besitz degeneriert wurden. Sie sind anerkannt, aber trotzdem paradoxerweise unbekannt. Wie das?

Es gibt das, dass bedeutende Inhalte unsrer Kultur (auch jenseits von Wissenschaftsbereichen) in der Weitergabe ihre Lebenskraft verlieren. Wir sagen dann, sie sind abgenutzt, verbraucht, entleert, schal geworden. Sie werden ihres eigentlichen Sinns entledigt - die äußeren Formen werden weitergereicht, gar hochgepriesen. Und es entsteht die Suggestion, man verfüge auch über die ursprünglich mit diesen äußeren Formen verbundenen inneren Gehalte. Die Kulturinhalte werden zu Trophäen, deren Besitzer sich rühmen können, über was sie alles verfügen. Oder sie werden zu Waffen, mit deren Hilfe man Gegner bekämpft, sie ihrer Barbarei oder Gottlosigkeit oder Zurückgebliebenheit überführen zu können wähnt. Ausgelaugte Formeln sind geworden, was einmal von Neugier, Überraschung, Irritation und Faszination durchpulste Niederschläge von Auseinandersetzungen mit der unbekanntem Welt, ihren von Vieldeutigkeit vibrierenden Erfahrungen waren. Wer dieser Abtötung der Erfahrung erliegt, der „sieht im Neuen immer nur das Alte“ – wie es Herbart unübertroffen einfach formulierte.

Beispiele gibt es zuhauf: (In der Geschichte der Reformation loderte immer wieder die Verzweiflung darüber auf, dass Texte der für heilig gehaltenen Schriften als Waffenarsenal für konfessionalistische Bescheidwisserei missbraucht wurden- Aufgescheucht von den Schriften Luthers forderte eine Initiative der Altgläubigen sogar Ende der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts: „Das leichtsinnige, selbtherrliche und streitende Disputieren über die Heilige Schrift soll verschwinden, dafür aber die Heilige Schrift von den Geistlichen wirklich studiert werden“(Joseph Lortz: Die Reformation in Deutschland. Zweiter Band. 2.Auflage, Freiburg 1941, S. 103)).

Der Literaturwissenschaftler Georges Steiner registriert eine „Verramschung“ dessen, was in der Sprache der Literatur als Erfahrungsgehalt präsent war, durch die glättenden, sich immer mehr nur noch mit sich selbst beschäftigenden Kommentierungen und die zum Konsum einladenden Fastfood-Zubereitungen. Der Musiker Nicolaus Harnoncourt berichtet, dass er es als junger Orchestermusiker nicht mehr ausgehalten hat, wie aus Mozarts g-moll-Sinfonie beispielsweise alle erschütternden, dissonanten, abgründigen Züge zugunsten eines seligen „Mozart-Glücks“ wegretouchiert wurden – er nahm seinen Abschied, er konnte die Diskrepanz zwischen dem Werk und der glättenden Aufführungspraxis nicht mehr aushalten.

Routine, Geläufigkeit, Kennerschaft – und natürlich Verschulung, das sind Namen für die Zersetzungsprozesse, die Kulturinhalten die Fremdheitsstoffe austreiben, ohne die sie erstarren,

verkalken. Keine Frage, dass der Sog der Vervielfältigung in Medien und Belehrungsmaßnahmen aller Art dazu führt, dass alles und jedes mundfertig zuzubereiten ist. Das führt auch noch den Namen Didaktik. Tatsächlich wird die solcherart zubereitete Kultur zum Verschwinden gebracht: Wer ist noch imstande, die Sonnenblumen von van Gogh zu sehen – oder die Hymne an die Freude von Beethoven und Schiller zu hören (nicht nur wiederzuerkennen und einzuordnen)?

Dieser Prozess der Auslaugung- bei Adorno steht dafür „Verdinglichung“, bei Günter Anders „Verbiederung“ - findet nicht nur in den ästhetischen oder religiösen Bereichen statt, wiewohl er dort vielleicht am leichtesten fassbar zu machen ist. Er zersetzt auch das Wissen und die Erkenntniswelten der Wissenschaften. Auch hier geht es um unredliche Einsparungen: man glaubt, sich die Früchte einheimen zu können ohne auch nur in Spuren die Mühen der Annäherung, der Ratlosigkeit, der leeren Durststrecken am eigenen Leib durchgemacht zu haben. Und hat am Ende sind Wissensergebnisse in der Hand, für deren Triftigkeit man sich auf die Autorität jenes Lehramtes verlassen zu können glaubt, das „Die moderne Wissenschaft“ heißt.

Und so gibt es immer mehr Leute, die der Vorstellung erliegen, Lernen sei nichts anderes als die Aneignung von sicherem Wissen – das anderswo erzeugt, gestapelt, für wichtig gehalten wurde. Sie denken nicht mehr daran, für den Inhalt ihres Kopfes auch nur in Spurenelementen noch haftbar zu sein. Die Erde ist rund, sie rotiert täglich, jeder Körper verliert soviel an Gewicht wie die von ihm verdrängte Flüssigkeitsmenge wiegt, Lichtstrahlen sind unsichtbar, es gibt Schallwellen und so fort. Der Lehrer weiß Bescheid. Und er kann's sogar beweisen. Er führt Experimente vor. Man kann nicht mehr papp sagen. Und glaubt am Ende auch an die Existenz von Atomen (kleinen Dingerchen, aus denen alles besteht), wie Leute im Mittelalter an die Erschaffung der Welt in sechs Tagen geglaubt haben mögen (auch wenn Heisenberg etwa sagt, es brauche einige Semester Studium um zu verstehen, was mit der Atomstruktur der Materie gemeint sei). Mit einem Wort: Die Fremdheitsstoffe, die in diesen Erkenntnissen stecken sind abgetötet: Nichts mehr von den Irritationen und Faszinationen der sinnlich erfahrenen Umwelt ist spürbar, wenn man vorgeführt bekommt, dass es ein bestimmtes Zahlenverhältnis ist, welches die Merkwürdigkeit erklären soll, dass ein Kieselstein in einem See untergeht, nicht aber ein schwer beladenes Lastschiff. Man tut so, als sei durch die Verwandlung der Merkwürdigkeit in ein Zahlenverhältnis diese Merkwürdigkeit aus der Welt geschafft. Als sei Unterricht eine Maßnahme, Gott und die Welt selbstverständlich zu machen – ihr jedes „Stäubchen Fremdheit“ (Anders) auszutreiben. Dann kommt das gut portionierte testbare Wissen heraus, von dem manche zeitgenössische Bildungsreformer und unübersehbar viele Produzenten von Lehrmitteln und gar nicht wenige Methodiker des Schulunterrichts träumen. (Als sei Wissen zu lernen und zu überprüfen wie die Bewältigung eines Hürdenlaufs - bei dem die Hindernisse ebenso festliegen wie die vorgezeichnete Art ihrer Überwindung und das schließliche Ziel. Dem Glauben an die Testbarkeit feststehender Wissenszustände liegt die Vorstellung zugrunde, Wissen ließe sich wie ein Sack Kartoffeln von einem Kopf in den andern transportieren. Als brächte seine Erzeugung und Überprüfung dem Bildungswesen die international konkurrenzfähige Leistungstärke, die Politik und Ökonomie fordern.

Dass Erkenntnisse, an die sich kluge, neugierige, selbst- und erfahrungskritische Menschen ihr Leben lang herangearbeitet haben und die für sie immer noch einen Schimmer des Unglaublichen behielten – dass solche Erkenntnisse nunmehr wie billige oder auch interessant schmeckende Brötchen zu sehr

herabgesetzten Erkenntnispreisen weitervermittelt werden - und dass dabei jeder wirkliche Verstehenshunger erlischt, das war der Skandal, der sich dem jungen Lehrer und Physiker Martin Wagenschein in den ersten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts aufgedrängt hatte. Und der sein Lebenswerk inspirierte. Er sprach von den Scheinleistungen, die die Schule unter Stoff- und Zeit- und Kontrolldruck honoriere oder honorieren müsse. Er kritisierte den geschäftigen Schulalltag mit dem bitteren Wort von der Fassadenkletterei – im Anklang an die zweihundert Jahre alte lakonische Bemerkung des Physikprofessors Georg August Lichtenberg, es gebe gar so seichte Köpfe, die zum Erstaunen viel wüssten. Es geht demnach bei diesem Lehrer nicht um mehr oder weniger kinderfreundliche, um mehr oder minder sinnenbezogene Techniken des Beibringens. Es geht um eine andere Vorstellung des Lernens. Lehren und Lernen sind demnach nicht Weitergabe von Wissen, sondern Expedition, um Ungewisses, Mehrdeutiges, Widersprüchliches bewusst zu machen und im nachdenklichen Gespräch denkend zu bearbeiten. Der Gegner heißt nicht Nichtwissen- sondern Scheinwissen. Der Gegner ist die schier allgegenwärtige Verramschung von Erkenntnissen. Die den Lehrer zum Informationstransporter degradiert, der zudem mit einigen erlernbaren Handgriffen die Schüler dazu bringt, Informationshäppchen gruppenweise aufzusammeln und ihre Funde angemessen zu präsentieren.

(Der große Kognitionspsychologe Jerome S. Bruner diagnostiziert kühl: „Je mehr die Wirkungen der Erfahrung mit der Anhäufung von Wissen gleichgesetzt werden, für desto weniger wichtig werden die Akte der Erfahrung gehalten“ (Bruner/Olson in Bd. VII von „Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, hg. v. G. Steiner, Zürich München 1978 S.306).

Und in einer autobiographischen Notiz erwähnt Bruner eine Lehrerin, deren Lehrpraxis offenbar einer Wagenschein sehr verwandten Beunruhigung entsprach: Bruner schreibt – und nennt damit auch Quellen seiner Kognitionsforschung: „Ich erinnere mich an eine Lehrerin, sie hieß Miss Orcutt, die vor der Klasse erklärte: „Nicht, dass Wasser bei null Grad Celsius zu Eis wird, ist eine sehr rätselhafte Sache, sondern dass es sich von etwas Flüssigem zu etwas Festem verwandeln soll.“ Dann fuhr sie fort, uns eine intuitive Beschreibung Brownscher Teilchenbewegung und Moleküle zu geben, während sie zugleich einem Gefühl des Staunens zum Ausdruck brachte, das meinem eigenen Gefühl entsprach oder es sogar übertraf...“ (J.S. Bruner: Die Sprache der Erziehung. In: Zeitschrift für Pädagogik Heft 4/2003, S.491). Mit etwas anderen Worten: Da gibt es das allbekannte Wasser, flüssig, nachgiebig, beweglich, weich, trinkbar, erfrischend- und dasselbe Wasser ist unversehens nicht mehr dasselbe, nicht mehr es selbst. Hart, scharf, abweisend, kantig, zerbrechlich, eiskalt – konträre Eigenschaften, die in nichts mehr gemahnen an seine ursprünglichen Qualitäten. Und dann wieder imstande, sich rückzuverwandeln – ist es noch Wasser, war es zwischenzeitlich etwas anderes? Stabilitäten wanken, etwas Zauberisches ist im Spiel. Kein anderer Erfahrungsgegenstand scheint diese Verwandlungskraft zu besitzen, jedenfalls nicht im gewöhnlichen Alltag (der ja von flüssiger Luft und flüssigem Eisen nicht behelligt wird). Und dieser Tatbestand ist ja um Gewaltiges frappierender als das, was man leicht mit dem Thermometer feststellen kann: dass es immer ein besonderer in Zahlen ausdrückbarer Thermometerstand ist, bei dem Wasser verschwindet und in anderer Gestalt wieder auftaucht. Da wird etwas durchaus Rätselhaftes gemessen, in Zahlen umgesetzt – und gar zu leicht übersieht dieser Messtriumph, was alles an schier Unfassbarem durch diese Maß-Nahme zugedeckt und der Aufmerksamkeit entzogen zu werden droht: Nichts ist erklärt

oder verstanden – wenn und weil es in Zahlen umgesetzt wird. Miss Orcut und ihr Schüler Bruner sind damit einer Quelle der oben skizzierten Entleerung und Auslaugung bedeutender Erkenntnisinhalte auf der Spur: Zählen und Messen als Ersatz von Betroffbarkeit durch irritierende Begebnisse und Zustände, die Erklärungshunger und Verstehenswünsche wecken. Bruner schreibt weiter: „Tatsächlich lud sie (sc. die Lehrerin) mich ein, *meine* Welt des Staunens zu erweitern, um die *ihre* zu umgreifen. Eher verhandelte sie über die Welt des Staunens und der Möglichkeit. Moleküle, Festes, Flüssiges, Bewegung waren keine Fakten; sie sollten im Nachdenken und Vorstellen verwandelt werden. Miss Orcutt war eine Seltenheit. Kein Wunder dass ich mich in sie verschossen habe! Sie war ein menschliches Ereignis, kein Übertragungsinstrument. Es ist nicht so, dass meine anderen Lehrer nicht ihre Einstellungen zum Ausdruck gebracht haben. Deren Einstellungen waren nur in einer so abstoßenden und öden Weise informativ. Was gab es darüber nachzudenken...“(Bruner a.a.O. S.491). Wenn die Inhalte des Unterrichts zu hinzunehmenden und zu messenden Tatbeständen sterilisiert werden, dann schrumpfen die Lehrer zu Datenübertragungsbeauftragten. Denkwischnfälle sind nicht mehr zu befürchten .Die Lernvorgänge sind bei diesem Schrumpflernen von vornherein festzulegen, desgleichen die erwartbaren Testergebnisse. Ich male da leider keine Gespenster an die Wand. -

Nein – es handelt sich da nicht um didaktische oder naturwissenschaftspädagogische Spezialitäten mit kognitionspsychologischem Einschlag. Es handelt sich um schier allgegenwärtige Phänomene, wie Menschen ihrer Kultur entfremdet werden können, wie sie ihnen abhanden kommt - obwohl sie unter ihnen zu florieren scheint. „Immer davon reden, nie daran denken.“ So finde ich in der Darstellung des Reformationshistorikers Joseph Lortz eine Charakterisierung des ungeheuer wissensreichen Theologen und Luthergegners Eck, die ein Phänomen zur Sprache bringt, das bei Lichtenberg, bei Wagenschein, bei Bruner in völlig anderen Kontexten auch verhandelt wird: „Eck war der frühfertige Schulmeister, der alles wusste, aber nichts errungen hatte... Das Temperament im schöpferischen Sinne fehlte ihm. Er wusste das Alte, aber er machte es nicht eigentlich neu... Es fehlte bei ihm weithin das „Realisieren“ des Gewussten“ (Joseph Lortz: Die Reformation in Deutschland, Band 2, Freiburg/Brsg. 1941, 2. Auflage, S. 91).

Es ist eine nicht seltene Praxis, die unbequemen Anfragen und Anregungen Wagenscheins dadurch abzuwehren, dass man sie als wissenschaftlich längst überholte Ideen eines Einzelgängers innerhalb des eh weltflüchtigen reformpädagogischen Dogmensystems katalogisiert. Ein letztes Beispiel mag zeigen, dass Wagenscheins Vorstellungen von einer Aufmerksamkeit, die sich von Phänomenen treffen lässt- die wartet und die Leere aushält - dass diese Vorstellungen mitnichten in einer pädagogischen Provinz angesiedelt sind. Man kann ihr in anderer Gestalt an überraschend anderer Stelle begegnen. Der Bühnerpreisträger von 2004, Wilhelm Genazino, hat einen Aufsatz veröffentlicht mit dem bedeutsamen Titel „Der gedehnte Blick“ – (so auch der Titel einer Sammlung von Essays von Genazino, München 2004) .Wer diesen Aufsatz studiert, dem gehen die Augen dafür auf, was wir alles übersehen in der Bilderflut, die täglich auf uns niedergeht. Und wie viel uns aufgehen kann, wenn wir uns in Ruhe vertiefen – meinethalb in ein ganz banales Foto, auf dem nichts zu sehen ist als eine Frau in einem Cabriolet vor einer Alpenlandschaft. Man kommt, je genauer man hinsieht, ins Fragen und Beobachten: „Das wird ja nun millionenmal fotografiert. Ich hatte die Eingebung, dass da ein interner Wettbewerb unter den Bildsymbolen stattfindet. Man weiß nicht genau: Ist jetzt die Frau das Wichtige auf dem Bild oder das Auto? Aber das Auto allein wäre auch nicht sehr attraktiv. Erst eine Auto mit Frau ist gut. Bloß ein Auto ist ein bisschen spießig und strahlt nicht das Glück aus, das man sich von

einer Urlaubslandschaft verspricht, aber dies Ensemble: Urlaubslandschaft, Auto und Frau, das ist die Dreieinigkeit des Glücks, und gleichzeitig wird auch das wieder verschleiert... Es findet also auf jedem Foto eine Art Kampf statt zwischen dem, was das Foto zeigt und dem, was es verschweigt oder wegnimmt oder durch sein pures Gelungensein wieder zum Schweigen bringt.“ (Genazino in Neue Zürcher Zeitung vom 7. Mai 2001, S. 23). Durch „langes Schauen“, durch das „Immer wieder Hinschauen“ auf alte Fotos können einem aufschließende Hintergedanken kommen: Was ging voraus, was wird verschwiegen, warum gerade diese Dinge im Vordergrund, was ist unverständlich und rätselhaft, welche Gebärden mit welchen Bedeutungen kommen zum Zug und welche nicht und welche nicht - und so mag man ein ganz alltägliches Foto nach längerem Betrachten eines solchen dreieinigen Glücks mit dem Gedanken behelligen“. Es ist zu schön um wahr zu sein.“ Genazino hat in einem wunderbaren Album „Auf der Klippe“ (Rowohlt-Verlag) Alltagsfotos gesammelt und gewinnt ihnen in knappen Beschreibungen unverhoffte Züge ab, für die der hastig-gefräßige Alltagsblick längst erblindet ist.

Eine Seitenbemerkung. Was könnte in einem Geschichtsunterricht passieren, in dem statt der Aufsammlung von Tatsachen und Daten etwa zur französischen Revolution am Anfang und am Ende nichts stünde als die sorgsame Betrachtung und Entzifferung eines repräsentativen Gemäldes der Zeit – etwa des Eids im Ballspielhaus von David. Dem langsam werden Blick trieft ein solches Bild von überraschenden und faszinierenden Fremdheiten, die mit Kindern, Heranwachsenden, Laien sorgsam zu beobachten und zu bedenken wären.)

Fazit: Das schnell über die Welt gestülpte Wissen, das heute unsere Köpfe und Sinne umschwirrt, ist nicht ungefährlich. Verstopfte Köpfe sind für den Geist lebensgefährlich. Sie suggerieren eine Nähe und Vertrautheit, die durchaus scheinhaft ist – Wörter als ungedeckte Schecks. So ist es kaum verwunderlich, dass Wagenschein in seinem letzten großen Vortrag in Wolfenbüttel 1985 ein wahrhaft schockierendes Wort seines großen alten Freundes aus dem Darmstädtischen, Georg Christoph Lichtenberg, zitiert hat: „Jetzt sucht man überall Weisheit auszubreiten. Wer weiß, ob es nicht in ein paar hundert Jahren Universitäten geben wird, um die alte Unwissenheit herzustellen“ (Wagenschein: Sprache zwischen Natur und Naturwissenschaft“ abgedruckt auch in „...zäh am staunen“-Pädagogische Texte zum Bestehen der Wissensgesellschaft .Hg. von Horst Rumpf.Seelze- Velber 2002, S.58).

Ein Außenseiter im Wissenswohlstand. Wir haben ihn nötig.